



63. Jahrgang

Nr. 251

Dezember 2021

Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe
des Kreises Namslau/Schlesien
einschließlich des Reichthaler Ländchens
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V.
Sitz: E u s k i r c h e n

www.namslau-schlesien.de



Neujahrsschlittenfahrt im Riesengebirge



LANDSMANNSCHAFT
SCHLESIEN
Nieder- und
Oberschlesien e.V.

Schlesische Nachrichten Zeitschrift für Schlesien

Herausgeber: Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien
Dollendorfer Str. 412, 53639 Königswinter, Tel. (0 22 44) 92 59-0, Fax (0 22 44) 92 59-290



**Schlesien bleibt unser Auftrag
Unsere Heimat heißt Schlesien
Wir lieben Schlesien
Wir halten Schlesien die Treue
Wir bekennen uns zu Schlesien
Schlesien lebt und muß überleben**

Ganz Schlesien, von Görlitz bis Kattowitz, ist Inhalt dieser Zeitung. Wir informieren über Schlesien gestern und heute, wir diskutieren über die Zukunft Schlesiens. Wir berichten über unsere Landsleute in der Heimat und das deutsch-polnische Verhältnis. Unsere Landsleute in Mitteldeutschland können zum ersten Male seit über 30 Jahren mitreden und mithandeln. Geschichte und Kultur, landsmannschaftliche Aktivitäten und die Tagespolitik, aber auch die Ansprache des unverwechselbaren schlesischen Gemüts sind Inhalt des offiziellen Organs der Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien –.

Jedes Abonnement der **Schlesischen Nachrichten** (erscheinen einmal im Monat) erhöht die Auflage. Auch Patenschaftsabonnements für unsere Landsleute in Mitteldeutschland und in der Heimat sind willkommen und dringend geboten.

Es gibt keine bessere **Zeitschrift für Schlesien**.

Darum die „**SCHLESISCHEN NACHRICHTEN**“

Darum die **ZEITSCHRIFT FÜR SCHLESIEN**

Schlesische Nachrichten

Dollendorfer Straße 412, 53639 Königswinter (Heisterbacherrott) Tel. 02244 / 9259 – 0 Fax: -290
nachrichten@schlesien-Lm.de

Hiermit bestelle ich ab _____ (Monat/Jahr)

_____ Abonnement(s) der **Schlesischen Nachrichten** (+ rückwirkende Ausgaben Nr. _____)

Lieferbedingungen: Jahresbezugszeit ist das Kalenderjahr. Jährlicher Bezugspreis 49,- €, Einzelpreis 4,50 €. Zahlung nur nach Rechnungserteilung. Abonnementskündigung nur bis zum 30. Nov. eines laufenden Jahres für das kommende Jahr sowie im Falle von Preiserhöhungen möglich.

Name: _____

Anschrift: _____

E-Mail

Tel.: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Dieser Abonnementsauftrag kann innerhalb von 14 Tagen ab Bestellung schriftlich an obige Anschrift widerrufen werden. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Unterschrift des neuen Abonnenten

Wir empfehlen den Bezug der Schlesischen Nachrichten sehr!

Bestellschein

Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12

53125 Bonn

Hiermit bestelle ich gegen Rechnung

_____ Exemplar(e) des Bandes **DAS REICHTHALER LÄNDCHEN**
(100 Seiten) von Ursula Lange
zum Preise von 3,00 EURO zuzüglich Versandkosten

Name, Vorname: _____

Straße, Hausnummer: _____

PLZ, Wohnort: _____

Datum, Unterschrift: _____

Beitrittserklärung

Name: _____ geborene: _____

Vorname: _____ Beruf: _____

geboren am: _____ Geburtsort: _____

letzte Heimatanschrift: _____
(in Kreis oder Stadt Namslau)

jetzige Anschrift: _____
(PLZ) (Ort) (Straße/Hausnummer)

erklärt hiermit seinen/hren Beitritt zum Verein Namslauer Heimmattreunde e. V.
vom _____ ab und wird einen Jahresbeitrag (mindestens 7,50 EURO)
von EURO _____ auf das folgende Vereinskonto einzahlen:

Kreissparkasse Euskirchen - IBAN = DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

_____ (Ort und Datum) _____ (Unterschrift)

Inhaltsverzeichnis

Werbung für die Schlesischen Nachrichten	01
Bestellschein, Beitrittserklärung	02 – 03
Inhaltsverzeichnis	04
Zobtenberg im Winterkleid	06
Weihnachtsgruß des Landrats	07
Von heimatlichem Brauchtum und Sitte	08 – 15
Sylvester und Neujahr	15 – 17
Das große Alphabet, das um den Weihnachtsstern sich dreht	18 – 21
Weihnachten am Zoata-Bärge	21 – 27
Erinnerungen	27 – 36
Die Siedlung in Groß-Marchwitz	36 – 40
Mitgliedsbeitrag für das Jahr 2022	41
Unbekannt verzogen	42
Familiennachrichten, Impressum	43 – 53



**Wir wünschen allen Landsleuten
eine gesegnete Weihnacht
und ein glückliches und gesundes Neues Jahr!**

Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.
Hannelore Suntheim Wolfgang Giernoth
1. Vorsitzende Schriftführer



Zobtenberg im Winterkleid



Liebe Namslauer Heimatfreunde,

wir blicken zurück auf ein ereignisreiches und Kräfte zehrendes Jahr 2021. Neben der immer noch anhaltenden Pandemie hat den Kreis Euskirchen im Juli die verheerende Flut getroffen, von der wir uns immer noch erholen. 26 Menschen sind in der Flut ums Leben gekommen, viele Bürger wurden in ihren Häusern vom Hochwasser getroffen, manche haben ihr Zuhause sogar ganz verloren.

Das, was uns durch die vergangenen Monate getragen hat, ist der beeindruckende Zusammenhalt der Menschen im Kreis und die überwältigende Hilfsbereitschaft über die Kreisgrenzen hinaus. Das macht Hoffnung.

Auch wenn coronabedingt leider erneut keine Treffen stattfinden konnten, gibt es nach wie vor eine große Verbundenheit der Namslauer Heimatfreunde. Ich drücke Ihnen und uns die Daumen, dass es im neuen Jahr wieder möglich sein wird, sich persönlich austauschen zu können. Kommen Sie gesund durch diesen Winter und bleiben Sie hoffnungsvoll.

Ihnen und Ihren Familien wünsche ich ein gesegnetes Weihnachtsfest und einen guten Rutsch ins neue Jahr. Alles Gute für 2022.

Ihr

Markus Ramers
Landrat des Kreises Euskirchen

**Von heimatlichem Brauchtum und Sitte
Plauderei rund um den Andreasabend – 30.
November**

von Arthur Kalkbrenner (+)

In manchen Gegenden Schlesiens wurde in der Vorweihnachtszeit der Andreastag – vornehmlich in katholischen Gegenden – gefeiert. Dem Kirchenvolk wurden seine Heiligen im Gottesdienst vorgestellt. Legenden erzählen vom Hl. Andreas, wie er den ihm durchs Los zugeteilten Schutzbefohlenen seine besondere Hilfe in der Not zuteil werden lässt.

(Der Apostel Andreas ist ein Bruder des Simon Petrus; wurde an einem schräggestellten Kreuz gemartert – Andreaskreuz, ähnlich dem Buchstaben „X“. - Anmerkung der Redaktion)

Und manch eine Kirchengemeinde hat sich ihn zum Schutzheiligen erwählt. Wohl aus der römischen Kirche übernommen haben auch protestantische Kirchengemeinden den Namen von Aposteln oder berühmten Kirchengestalten angenommen oder einem alten Brauch folgend, eine solche Namensgebung vollzogen. Vielen dürften noch die Namen Breslauer protestantischer Kirchen bekannt sein, wie St. Elisabeth, St. Barbara, St. Maria-Magdalena, St. Berhardin u.a..

Und in unserer Stadt Namslau gab es die Andreaskirche, nach der wohl die daran vorbeiführende Straße, die Andreaskirchstraße, benannt wurde, obwohl sie, am früheren Breslauer Tor gelegen, die Verlängerung der Oels-Breslauer-Straße ist.

Trotz eifrigen Bemühens ist es mir aus den mir zur Verfügung stehenden Unterlagen nicht gelungen,

Genaueres über Nams und Namensgebung der Andreaskirche zu erfahren. Da es in Namslau nur eine evangelische Kirche gab, war die Namensbezeichnung des Gotteshauses im Volke nicht gebräuchlich, ja bei vielen Gemeindemitgliedern in Vergessenheit geraten.

Zwar kein gebürtiger Namslauer, doch aus dem Nachbarkreis stammend, erinnerte mich in Namslau der Kirchen- und Straßename an einen in meiner Kinderzeit - es sind wohl 60 – 70 Jahre her – in vielen schlesischen Familien geübten Brauch, den Andreasabend zu feiern, den 30. November. Es war ja noch die Zeit, wo die Familien nicht mit Fernsehen, Radio, Zeitungen und Illustrierten „belastet“ waren, und man froh war, im Familien- und nachbarlichen Freundes- oder Verwandtenkreise an den langen Winterabenden im geselligen Zusammensein miteinander frohe Stunden zu erleben.

Lange vorher – meistens schon beim Auseinandergehen an der letzten Feier – wurde eingeladen. Gastgeber waren die Eltern, die Töchter hatten, während die Bauernsöhne dabei gern gesehen waren. Natürlich fehlten andere Familienangehörige auch nicht, so dass das Haus oft recht voll war und Stühle aus der „Kirche“ geholt werden mussten. Ab je enger man zusammenrückte, umso gemütlicher wurde es.

„Da kummt ock nach dem Aobendbrote – aber nich goar so spät!“ hieß es in der Einladung. Das sollte jedoch kein Wink mit dem Zaunpfahl sein, sich zu Hause „zum Platzen satt zu essen“, weil es zum Andreasabend nischt geben würde. Wer das glaubt, der kennt unsere schlesischen „Pauern“ nicht! Freilich, Andreasabend war kein „Schweeneschlachten“! das

gabs mehr was „für den hohlen Zoahn“, ihr wisst schon woas ich meene.

Ja, backen konnten unsere Bauers- und Landfrauen schon, und „so a wing Konditorn verstaden se oach“. Und die Töchter – die Selma und die Emma – hatten ja einen Kochkursus für die sogenannte „feine Küche“ mitgemacht. Das geschah meistens im ersten Hotel der Kreisstadt, wo das Offizierskorps der Garnison und die Honoratioren der Stadt verkehrten und Festlichkeiten, wie Hochzeiten, Dinners usw. abgehalten wurden. Ja, ich weiß von wohlhabenden Bauerstöchtern, die in Breslauer Logen oder im Zwinger solche Kochkünste absolvierten und dafür schwer bezahlen mussten.

Also für den Andreasabend war alles fertig gemacht; die Gäste konnten kommen. Auf weiß gedeckten Tischen, mit Tannenzweigen verziert, standen Obstschalen mit ausgesucht herrlichen Äpfeln und Apfelsinen, Wal- und Haselnüssen, Körbchen mit selbstgebackenen Pfefferkuchen und gekauften Thorner Katharinchen (am 25. November war der Tag der Hl. Katharina, der Schutzheiligen der Philosophen und auch der Mädchen, die ohne Mann ins 25. Lebensjahr und damit in „philosophische“ Alter kamen).

Der gut angeheizte Kachelofen – die Eisenplatte im „Röhr“ und das Eisentürchen glühten – strahlte eine mollige Wärme aus. Draußen war es schon empfindlich kalt, und eine klare Mondnacht ließ starken Frost erahnen. „Es is gutt, dass die Stube hinne ist!“ meinte der Großvater, der von draußen kam und sich die Hände warm rieb.

Im Hause traf man die letzten Vorbereitungen für die zu erwartenden Gäste. Aus der Küche hörte man das

Knallen vom Entkorken von Flaschen, es roch nach Zimt und Nelken. Ja, der Glühwein oder Punsch waren das Getränk am Andreasabend, das in zweierlei Hinsicht einheizte, den Körper erwärmte und den Geist munter machte. Dass es im Laufe des Abends auch für die Männer einen zünftigen Schnaps, Kognak, Kümmel oder Doppelkorn gab, war ortsüblich. Während unsere heutige Damenwelt zu einem großen Teil den Männern gleich „scharfe Sachen“ den Vorzug gibt, waren die Frauen damaliger Zeit für süße Schnäpse und Liköre zu haben, die sie nippend wie Medizin einnahmen. Unserer alten Generation werden noch Likörnamen wie Bergamoth, Rosenlikör, Pfefferminz, Kümmel, Eierlikör, Schokolade mit Nuss, Ingwer und Kräuterlikör im Gedächtnis sein.

Die Hofhunde schlagen wütend an; das kleine Hoftor schlägt zu. Stimmengewirr, Abtrampeln von Stiefeln und Schuhen, mit dem Öffnen der schweren Eichen-Haustür erklingt die Türglocke. Die ersten Gäste sind da und treten in das durch eine Petroleumhängelampe erleuchtete Flur – Kerzen, Petroleum- und Spiritusglühlicht sorgten damals für Beleuchtung. Und wer kennt noch die Nachtbeleuchtung im Kinder- oder Elternschlafzimmer? Jene kleinen sternchenförmigen, stearingetränkten Brennschwimmer auf einem Öluntergrund, der den Raum notdürftig erhellte.

Wie verabredet „trudelten“ in kurzen Abständen alle erwarteten Gäste ein, die nach Alter, Verwandtschaft und Bekanntschaft auf die Zimmer verteilt wurden. Als sich so alle „rangiert“ hatten, kamen die Mädels mit großen Kuchen- und Tortenplatten und Bratenschüsseln, vollgepackt mit Pfannkuchen – natürlich mit „Pflaumenkalex mit Arak- oder Rumgeschmack“ – nach alter schlesischer Bauernsitte,

denn die „Konfretüre“ hatte damals noch nicht in den Bauernhaushalten Eingang gefunden und galt als Feinschmeckerzutat der Konditoren. War es doch auch noch nicht üblich, Torten selbst zu backen. Man lieferte Eier und Butter und ließ beim Konditor die Torten backen. Das war billiger, denn auch der wohlhabende Bauer sparte, wo es angebracht war. Das Tortenbacken in eigener Küche kam erst im 1. Weltkrieg auf wegen der Kriegsbewirtschaftung der Lebensmittel, so dass vieles unter Umgehung der Kriegsbewirtschaftung im Geheimen geschah.

Auf großen Tablettts wurde in Teegläsern, meistens jedoch in Kaffeegedecks, der dampfende und duftende Glühwein serviert. Wer erinnert sich noch an die kornblumenblauen Zwiebelmuster schlesischer Kaffeetassen, Teller und bauchiger Kaffeekrüge und ganzer Eßservise?

Nun war alles versorgt – man löffelte, man blies und prostete, denn der Glühwein war gut, doch zu heiß- Der „Schwärtel-Krause“ aber hielt die Hand vor dem Mund, denn er hatte es wieder einmal zu eilig mit dem Trinken gehabt; nun schlürfte er „betuse – sachte“, doch so laut, dass man es im Nebenzimmer hören konnte. Aber ihm nahm es keiner übel, denn er war sonst ein freundlicher und hilfsbereiter Mann und ein tüchtiger Bauer.

Dass den Pfannkuchen fleißig zugesprochen wurde, versteht sich, denn die Tante Emilie hatte im Backen „Woas weg“. Und auch der Glühweintopf, zwar wieder frisch gefüllt, zeigte bald den Boden. Was steckten da die Mädels, die den Pfannkuchenteig ausgestochen hatten, die Köpfe zusammen und machten spitzbübische Gesichter!

Der Pohl-Franze tat so, als ob er sich ‚nen Zahn ausgebissen hatte. Nun hatte er das „Ding“ auf den Teller gelegt, da woars a Porzellankoatzel. „Ne, nee“ meente er, „een Goldstückl wär mer lieber gewast.“ So fanden verschiedene Gäste eingebackene Scherzartikel im Pfannkuchen.

Ein großes Hallo gab es immer, wenn ein Mädchen im heiratsfähigen Alter einen Reitersmann, einen Förster, einen Soldaten oder gar ein Wickelkind fanden.

„Nu, schnell ans Abräumen, wir wollen Bleigießen!“ ermunterte die Gastgeberin. Da wurde es lebendig. Ein Waschbecken mit kaltem Wasser, ein alter Esslöffel, dessen Stiel in Holz gefasst war und kleine Stücke Blei waren schnell herbeigeschafft. Bleinüsse mit inliegenden Scherzartikeln goss man bei uns erst zu Sylvester.

Die Reihenfolge wurde durch das Los bestimmt und zwar so, dass man der Jugend den Vortritt ließ, denn die „giegerten“ schon darauf. In gebührendem Abstand – es konnte gefährliche Spritzer geben – erwartete man den ersten Guss des im Stubenofen geschmolzenen Bleies ins kalte Wasser.

Hei, wie das zischte und in ungezählten silbrigen Perlen auseinanderstob! Übrig blieb ein undefinierbares, filigranartig aussehendes Reststück Blei, das man nach kurzer Abkühlung herausnahm. Dicht gedrängt im Rund umstanden die interessierten Teilnehmer den Guss und suchten aus dem Gebilde wie die römischen Auguren eine Schrift- oder Gegenstandsdeutung zu finden, die dann zum Leben der Gießerin in Beziehung gebracht wurden. Dass dabei der „Zukünftige“ immer eine Rolle spielte, war naheliegend.

Was konnte schon eine mit viel Fantasie aus dem Bleiguss herausgeknobelte Kutsche anders bedeuten als die bevorstehende Hochzeit! Peinlich konnte die Deutung einer Wiege oder eines Babys bei einem jungen Mädchen sein. Die peinliche Situation und die Beklemmung wurde durch den alten Lehrer des Dorfes gelöst, dem sie alle in dankbarer Ehrfurcht zugetan waren. „Aber Leute, Leute!“ sagte er mit ernster Stimme und schmunzelnder Miene: „Baby oder Wiege bedeuten bei Jungfrauen Übernahme einer Patenschaft!“ Die Betroffenen und ihre Mütter waren durch diese Deutung sichtlich befriedigt. Abergläubisch waren sie nicht - „aber moanchmol ist's eingetroffen, moan koann halt nie wissen.“

Nach einer Weile kam die Gastgeberin mit einem Riesentablett voller Schnaps- und Likörgläser, und der Herr Lehrer und seine Frau mussten als erste zulangen. Eine ziemliche Zeit war mit dem Bleigießen vergangen. Da wurden Äpfel und Pfefferkuchen angeboten. Man schälte Äpfel sehr vorsichtig in Spiralen, so dass die Schale als Ganzes erhalten blieb. Wieder waren es die heiratsfähigen Töchter, die mit diesen Apfelschalen ihre Zukunft zu ergründen suchten. Man warf die Apfelschale von vorn so über die Schulter, dass sie auf der Rückenseite zu Boden fiel. Aus der Lage suchten die Mädchen die Anfangsbuchstaben des zukünftigen Ehegefährten zu deuten.

Auch aus der Richtungslage von Holzscheiten, die man über sich warf, versuchte man seine Zukunft zu erforschen. Man fragt sich, wie solche Losschicksalsspiele im christlichen Brauchtum Eingang fanden, dazu geübt am Gedenktag eines

Heiligen? Es ist das unbewusste Weiterwirken altgermanischer Anschauungen auf religiösem Gebiet.

Noch etwas Altüberkommenes! Hier und da war es noch üblich, am Martinstag den Pachtzins (Martinspfennig) zu zahlen, während am Andreastag Schulden beglichen und Zinsen für geliehenes Geld gezahlt wurden. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, dass ein kleiner Stellenbesitzer, der eine Leinölschlägerei besaß, die Hypothekenzinsen bezahlen kam oder wie er sagte, mit den „Interessen“ kam und das stark von Leinölflecken gezeichnete Zinsenquittungsbuch aus der Tasche holte.

Es gab noch Gesellschaftsspiele, und bei Klavierspiel wurden Adventslieder gesungen. Eine Kaffeetafel mit Streuselkuchen und Mohnbabe bildete den Abschluss des Andreasabends. Durch die Doppelfenster hörte man den Nachtwächter die Mitternachtsstunde abpfeifen – im Dorf kläfften die Hunde.

Anmerkung zur Bemerkung von Rektor Kalkbrenner zu Beginn dieses Artikels, „es war mir aus den mir zur Verfügung stehenden Unterlagen nicht gelungen, Genaueres über Name und Namensgebung der Andreaskirche zu erfahren“: Die Kirche wurde eingeweiht am 1. Adventssonntag 1789, einem Andreastag. Das gab den Anlass zur Namensgebung (so in den Gedenkblättern zum 150. Kirchweihjubiläum der Ev. Andreas-Pfarrkirche, verfasst von Pastor Röchling).

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 50/1968

Silvester und Neujahr
Tage (ur-) alten Brauchtums in Schlesien
von Dr. Horst Stephan

Nur zwölf Glockenschläge trennen „Neujahr“ von „Silvester“, dem letzten Tag eines Jahres sowie Todes- und Namenstag des Papstes Silvester (314 – 335). Deshalb ist die Nacht vom 31. Dezember zum 1. Januar vom Brauchtum gesegnet und nimmt teil an den „zwölf heiligen Nächten“ zwischen Weihnachten und Dreikönigstag. Sie werden im Volksglauben vom „Wohl und Wehe“ menschlichen Lebens und christlicher Anschauung bestimmt. So schreibt ein Brauch vor, über Silvester und Neujahr Wäsche zum Trocknen nicht aufzuhängen, um Unglück abzuwenden. Auch das Wetter zwischen dem 24. Dezember und 6. Januar besitzt prophetische Bedeutung, weil es einer Voraussage für die kommenden Monate entspricht. Dies bezieht sich ebenso auf Träume in den zwölf heiligen Nächten, die künftige Ereignisse, Glück oder Unglück, andeuten sollen.

Auch alte Bauernregeln stützen den Volksglauben. So heißt es: „Wind in der Silvesternacht hat nie Brot und Wein gebracht.“ Oder: „Wenn das Christkind Regen weint, vier Wochen keine Sonne scheint.“ Und: „Neujahrsnacht, still und klar, deutet auf ein gutes Jahr.“

Da der Silvesterabend der schicksalhafteste Abend des alten Jahres ist, spielen auch „Orakel“ eine große Rolle. Dazu gehört das bekannte „Bleigießen“, bei dem geschmolzenes Blei in kaltes Wasser gegeben wird. Die dabei entstehenden Gebilde sollen die Zukunft deuten. Das Blei lieferten alte Abflussrohrstücke, beim Klempner besorgt. Großen Anklang fand auch, Zinnsoldaten zu gießen, sie anzumalen und später

wieder einzuschmelzen. Spaß am Silvesterabend bereitete auch das „Latschenwerfen“: Mit dem Rücken zur Wand gestellt, warf man einen Pantoffel über den Kopf; zeigte dessen Spitze nach draußen, würde man bald das Haus verlassen, zeigte sie nach innen, blieb man daheim. Ein anderes Orakel-Spiel war das „Glückheben“. Jemand legte, für die anderen nicht sichtbar, unter vier umgekehrte tiefe Teller: ein Stück Kohle, Brot, einen Kamm und ein Geldstück. Wer den Teller hob, erfuhr jetzt: Kohle bedeutete Krankheit und Brot Nahrung; der Kamm sollte zu Glück oder Unglück führen und das Geldstück Reichtum bringen. Jeder durfte viermal sein „Glück“ versuchen.

Für den Silvesterabend galt, bescheiden zu feiern und von einem Trinkgelage mit Grog oder Punsch abzusehen. Denn der Silvesterabend, „Zweiter Heiliger Abend“ genannt, sollte würdig begangen werden. Der Silvesterkarpfen neben Semmelmilch und Mandelsuppe wartete auf die Familie. Sie besuchte vor dem Mahl die traditionelle Jahresabschlussfeier in der Kirche.

Am Neujahrsmorgen wünschte man einander Glück und Gottessegen. Kamen in den nächsten Tagen die Zeitungsfrau, der Briefträger oder sogar der Schornsteinfeger, der als Glücksbringer galt, wünschte man auch ihnen „viel Glicke“ oder schenkte ihnen ein Glückwunschgedicht. Dazu kam der Brauch, den ersten 12 Personen, die am Neujahrsmorgen ins Haus kamen, schicksalhafte Bedeutung beizumessen. Ein Kind, ein junger Mann oder ein junges hübsches Mädchen verhießen ein glückliches Jahr; einer alten Frau wollte man dagegen ungern begegnen. Auch die 12 Seiten eines Abreißkalenders machten rätselhafte Andeutungen, bezogen auf die Abbildungen und deren Zustand. Das vorzeitige Abreißen eines Kalenderblattes sollte sich unheilvoll auswirken.

Daran zu erinnern ist, dass am Neujahrsabend die Christbaumlichter zum letzten Mal leuchteten. Die Krippe dagegen blieb bis „Maria Lichtmess“ am 2. Februar stehen. Freude keimte wieder auf, wenn sich das Fest „Heilige Drei Könige“ am 6. Januar näherte; man nannte es den „Dritten Heiligen Abend“.

aus: Schlesische Nachrichten 12.2020 Seite 24

Das große Alphabet, das um den Weihnachtstern sich dreht

von Alfons Hayduk

ADVENT = Ankunft; ist das Zauberwort, das uns wie auf Engelsflügen nicht nur ins Land der Kindheit, sondern auch in die Frühzeit des Glaubens heimführt. *BOTEN* steigen wie einst auf den Fluren Bethlehems und in der Stille Nazareths aus ewiger Höhe zum Menschenherzen. den Frieden der Welt zu künden.

CHRISTKIND – das Geheimnis der Kindschaft Gottes offenbart sich im schlichten, dem Kleinsten begreiflichen Sinnbild, heimzukehren zu allem Ursprung.

DANKSAGEN: das lernen, wenn wir nur mögen, wir wieder in jener gnadenreichen Zeit, die sich wie keine andere heraushebt aus lautem Alltag zur Stille.

ENGELSHAAR nannte man früher sinnig den Gold- und Silberbehang auf dem Weihnachtsbaum: das heutige Wort „Lametta“ enthüllt die Beziehungslosigkeit ..

FESTFREUDE soll unser Herz erfüllen, aber nicht die betriebsame Geschäftigkeit kleiner und großer „Manager“, sondern das stillgütige Insichgehen!

GABEN gegenseitig überreichen, ist ein uralter schöner Brauch; er verliert aber seinen Sinn, wenn das „Geben“ zu protzhafter „Angeberei“ ausartet.

HEIMAT in ihrem doppelten Bezug auf die Irdische wie Überirdische trägt jetzt ihren besonderen Erinnerungsglanz, der behutsam aufleuchtet, von Herz zu Herz.

IMMERGRÜN ist der Weihnachtsbaum wie der Baum des Lebens, im Zeichen der Beharrlichkeit und Treue, die uns die sehnsuchterfüllten Wochen des Advents lehren.

JOHANNESMINNE ist nicht zufällig der Weihnacht am 27. Dezember zugesellt, der alte Brauch des Minnetrinkens: „Trinke die Liebe Johanni!“

KARPFEN gehört überlieferungsgemäß zum Weihnachtsmahl; das Zeichen des Fisches ist, wie wir wissen, eines der ersten und ältesten Christensymbole.

LIEBE: welches Wort wohl, welcher Wortinhalt gäbe tiefer und inniger als dem Ausdruck, was unser Weihnachtsfest von allen übrigen Festen unterscheidet?

MOHN, Rosinen und mancherlei Gewürze wie Früchte zeichnen unser Festgebäck auf besondere Weise aus; es war ja als Heilgebäck gedacht und bereitet.

NÜSSE und Mandelkerne gehören gleichfalls zur Vielfalt der weihnachtlichen Speisen, mit denen wir das Einmalige und Besondere sinnvoll andeuten.

ORGELKLÄNGE, Glockenton und überhaupt Musik haben zu keiner anderen Festzeit so tiefe Bedeutung. Was spricht das Gemüt mehr an als die alten Krippenlieder.

PFEFFERKUCHEN, landschaftlich auf die verschiedensten Arten zubereitet, sogar zur Fischtunke genommen, lassen an Beliebtheit alles übrige hinter sich.

QUASEREI nannte man in Schlesien eine allzu kräftige Gasterei, wie sie andernorts ja wohl auch zu den Festtagen vorkommen mag, aber nicht sollte.

RORATE – der Name der adventlichen Frühmesse durchfunkelt lichterhell die morgendliche Dunkelheit, in der die Gläubigen zum Gotteshaus stapften.

STERNE gehören zu diesem Dunkel, und über allem der Stern von Bethlehem, in dessen Zeichen die Sternsinger neujahrs und zum Dreikönigstag umherziehen.

TRANSEAMUS usque Bethlehem – lasst uns gen Bethlehem ziehen – ist nicht nur der Jubelgesang der Hirten gewesen; sondern erfüllt mit dem Gloria auch uns!

UNSCHULDIGE KINDER, am Tage nach dem Evangelisten Johannes, galt den Alten als „Lostag“, als „Schwarzer Tag“, vor dem man sich tunlichst in acht nehmen soll.

VOLKSBRÄUCHE sind überhaupt zu keiner Zeit so lebendig wie zwischen Heiligabend und Dreikönigstag; mehr noch als heute stand im Mittelpunkt die

WEIHNACHTSKIPPE, deren Einbürgerung seit sieben

Jahrhunderten Franziskus von Assisi, dem Lobsänger der christlichen Armut und Freude, nachgerühmt wird.

XYLOPHON, die schlichte Holzharmonika, gehört neben dem Dudelsack der Hirten als „Strohfiel“ zu den Festtagsinstrumenten, schöner als jede Schallplatte!

YGGDRASIL, die Weltesche, unter deren Zweigen die germanischen Götter und Nornen Gericht hielten, ward abgelöst vom Christbaum, unter dem die Krippe steht –

die *ZWÖLF* Heiligen Nächte mit ihrer Wilden Jagd vom milden Licht des Weihnachtssternes, der Liebe und Frieden allen Menschen kündet, die guten Willens sind.

aus: Schlesischer Weihnachtskalender 1960 von Dr. Karl Hausdorff

**Weihnachten am Zoata-Berge
Schlesisches der Weihnachtszeit
von Horst Jacobowsky**

Der Zobten wurde auch der "Heilige Berg" Schlesiens genannt. Hier hatten schon die Kelten ihre Kultstätte und die ersten Mönche Schlesiens siedelten an seinem Fuße. Später zogen sie auf die "Terra sacra", die Heilige Erde - die heutige Dominsel in der Oder. Auf dem Zobten steht noch heute eine Wallfahrtskapelle.

Weihnachten, das Fest der Feste aller Schlesier. Kein anderes Ereignis erfüllt die Herzen und Seelen der Schlesier mehr, als die Hoffnung auf Frieden und Heil durch die Ankunft des Erlösers. Lange vor dem Fest werden die Feierlichkeiten durch einen schon traditionellen Ritus vorbereitet. Bei Beginn der kalten

Jahreszeit hängen die Schlachtschweine dampfend in der kalten Novemberluft. Die Schlachter zaubern daraus nicht nur Wellwurst, Wellfleisch und wohlschmeckende Schinken, die ihr herrliches Aroma erst im Rauchfang bekommen. Spezielle, weihnachtlich gewürzte, geräucherte Weihnachtswürstchen gehören am Heiligen Abend in manchen Gegenden so selbstverständlich zum Festmahl wie in anderen Gebieten die nach alten Rezepten zubereiteten schlesischen Karpfen, die im eigenen Land in der Gegend von Militsch-Trachtenberg mit großem Erfolg gezüchtet werden und Schlesien weit über die Grenzen bekannt machen. Kleinere Teich- und Fischzuchtanlagen sind gleichmäßig über ganz Schlesien verteilt.

Die immer früher hereinbrechende Dunkelheit im November steigert die Vorfreude auf den Nikolaustag, den ersten Vorboten der geheimnisvollen Weihnachtszeit. Schon der Gang mit der brennenden Hoflaterne über den Bauernhof bei der abendlichen Fütterung der Pferde, Kühe und Schweine wird zu einem mystischen Erlebnis. Der eigene Schatten wird überlebensgroß durch das flackernde Licht in alle Richtungen zerstreut, verfängt sich in den kahlen Ästen der Bäume oder wird wie ein überdimensionaler, menschlicher Scherenschnitt gespenstisch an die weißen Häuserfronten geworfen. Unheimlich auch die Melodie des energischen Herbstwindes, der schon lange die letzten Blätter von den frostdurchdrungenen Baumwipfeln gefegt hat. Nun dringt er gierig in alle offenen Löcher und Ritzen und ist auch noch in den warmen Ställen der Tiere und den wohlig-warmen Wohnstuben und Küchen der Bauern ein lästiger Eindringling, dem mit dicken Decken in den Fenstern Einhalt geboten wird.

Die Spannung am Nikolausabend kann größer nicht sein. Wie schon die Großeltern, als sie noch kleine

Kinder waren, stellen auch die Enkelkinder mit frohen Erwartungen einen Schuh, Stiefel oder Teller in die Fensterbank, in die Hauseingangstür und kriechen mit klopfenden Herzen nach ihrem Nachtgebet unter die wärmenden Decken ihrer Kinderbetten. Niemand träumt von einer Rute, die nur an unartige Kinder verteilt wird, alle hoffen sehnsüchtig auf die Erfüllung eines schon lange gehegten Wunsches, und sie rechnen fest damit, dass der gute alte Nikolaus endlich in diesem Jahr ein offenes Ohr für den jeweiligen Herzenswunsch hat. Manche Kinder werden aber von einem leibhaftigen Nikolaus an diesem Abend aufgesucht. Die Aufregung ist bei manchen so groß, dass die in der Schule gelernten und tagsüber immer wieder rezitierten Gedichte völlig entfallen sind. Da bleibt nur noch die Flucht hinter die Schürze der Mutter. Die gütige Stimme des großen Mannes mit dem langen, weißen, wallenden Bart besänftigt endlich die aufgeschreckte Kinderschar. Manche Besuche enden damit, dass unter dem langen, roten Nikolausmantel plötzlich der aufgeweckte Spross die "aala" Stiefel seines Vaters entdeckt. Für beide wird diese Szene plötzlich zur Enttäuschung. Der Vater ärgert sich über die verräterischen Stiefel, für das älter gewordene Kind endet die Zeit des kindlichen Glaubens an den himmlischen Botschafter. Dennoch, die Jahre der unermesslichen Freude über die Nikolaustage in Schlesien sind ein Leben lang heimatlicher Begleiter und künden von den sorglosen, fröhlichen Kindertagen in der Heimat Schlesien.

Kein Weihnachtsfest ohne die Fahrt in die nächste größere Stadt mit langen Listen der Weihnachtswünsche der Kinder und aller lieber Menschen, denen am Fest der Liebe und der Familie eine besondere Freude bereitet werden soll. Jeder hat schon seine traditionellen Einkaufsquellen in der Stadt und die Auslagen in den Schaufenstern locken ins

Innere der Geschäfte. Viele Frauen haben kurz vor der Fahrt in die Stadt die große Gänseschar geschlachtet, ausgenommen und gerupft. Die schwergewichtigen Gänse werden auf dem Markt verkauft. Der Erlös dient der Auffrischung der vor Weihnachten so stark strapazierten Haushaltskasse. Aber damit können auch die ausgefallensten Wünsche erfüllt werden. Dankende Kinderaugen und liebevolle Kinderherzen sind dann für die Eltern die schönste Weihnachtsfreude.

Auf vielen Bauernhöfen in Schlesien gibt es einen eigenen Backofen. Der wird an Festtagen immer noch in Betrieb gesetzt. Nachdem er auf die richtige Temperatur gebracht worden ist, wandern die köstlichen Sträsel- und Mohkucha auf schmalen Brettern mit langen Stangen sicher geführt in die heiße Höhle. Auch die runden, so typisch schlesischen Landbrote füllen den Weihnachtsbackofen bis auf den letzten Tag. Unbeschreiblich der weihnachtliche Duft und die weihnachtliche Stimmung die in das Haus einziehen, wenn der Backofen seine köstliche Fracht nach der notwendigen Backzeit wieder aus der heißen Steinhöhle entlässt. Schnell wird der erste noch heiße Sträselkucha zu handlichen, schmalen Streifen geschnitten und der Tisch mit dem dazu wohlduftenden Kaffee ist schnell gedeckt. Der in die Kaffeetasse eingetunkte Streuselkuchen entwickelt den unüberbietbaren Geschmack wie ihn die schlesischen Schleckermäuler ihr Leben lang so lieben.

Kliesla, Fleisch und Tunke, gekrönt durch einen knuspernden Gänsebraten und das obligatorische Rutkraut, entwickeln die bekannte schlesische Gemütlichkeit in den Wohnstuben. Es ist ein kulinarischer Höhepunkt erreicht, der auch das schlesische Nationalgericht, das schlesische Himmelreich, für diesen Moment vergessen lässt.

Für die Kinder will die Vorweihnachtszeit überhaupt nicht zu Ende gehen. Selten lässt der schlesische Winter die Schlesier in Erwartung eines vollkommenen Weihnachtsfestes in Stich. Einige Tage vor Weihnachten oder in den Morgenstunden des Heiligen Abend werden die Kinder und die erwartungsfrohen Menschen mit einem wunderbaren Naturereignis beschenkt: Es fängt an zu schneien. Große Schneeflocken fallen sanft und unhörbar aus den dunklen Schneewolken und verzaubern die Landschaft. Der Wind hat sich gelegt, die weihnachtliche Stimmung in den Kinderherzen steigert sich ins Unermessliche. Langsam verschwindet das letzte Grün der Wiesen und die umgepflügten Felder haben einen weißen Mantel angezogen. Die Zaunpfähle, ja sogar die Hofplumpe haben eine dicke weiße Kappe aufgesetzt. Die Fichten und die kahlen Bäume können ihre schwere Last kaum tragen. Es weihnachtet in Schlesien.

Am Heiligen Abend steigert sich die Ungeduld der Kinder noch einmal. Da aber ein langer Abend bevorsteht, müssen die Kleinsten noch einmal in ihr weiches Bett, um im Mittagschlaf Kräfte für das bevorstehende Fest zu sammeln. Frisch gebadet, schlafen sie dann doch überraschend schnell ein und träumen vom vergangenen Weihnachtsfest Die Nacht schleicht vom Zobten über die ganze schlesische Landschaft. Die Lichter aus den erleuchteten Fenstern werfen weihnachtliche Schatten in die weiße Schneelandschaft. In manchen Wohnstuben werden die ersten Kerzen an den Weihnachtsbäumen angezündet. Dort beginnt die so ungeduldig erwartete Einbescherung. Ein Weihnachtsglöckchen erlöst auch die Kinder in den Straßenhäusern aus ihrer spannenden Ungeduld. Endlich hat das Christkind den Weg in die Häuser gefunden. Das jüngste und kleinste Kind darf als erstes das Weihnachtszimmer

betreten. Welcher Kontrast zur dunklen Vorweihnachtszeit. Die vielen leuchtenden, lebenden und flackernden Kerzen auf dem festlich geschmückten Tannenbaum scheinen vom Himmel zu kommen. Der Atem bleibt fast stehen. Solch schöne und glückliche Stunden sind kaum zu ertragen. Die liebevollen Geschenke unter dem Baum spielen nur eine zweitrangige Rolle. Heute waren das Christkind und der aale Jusuff, der fleißige Helfer des Gotteskindes, tatsächlich in den Straßenhäusern zu Lauterbach. Wie im letzten Jahr hat man sie trotz Neugier und ständiger Aufmerksamkeit wieder nicht gesehen. Aber - außer Zweifel - sie waren da und haben ein Stück des Himmels im Wohnzimmer gelassen. Es ist Weihnachten, für kurze Zeit Frieden auf Erden. Die Nächstenliebe ist in die Herzen der Menschen eingekehrt.

Höhepunkte der schlesischen Weihnacht sind aber unumstritten die feierlichen Christmetten, die im ganzen Lande in der mitternächtlichen Stunde gefeiert werden. Sie geben dem Weihnachtsfest die himmlische Legitimation, den göttlichen Segen. Kein Weg ist zu weit, keine Schneewehe zu hoch, keine Nacht zu kalt. Bis auf die letzten Plätze sind die Gotteshäuser gefüllt. Die Schlesier haben die höhere Gottesordnung ihres Lebens verstanden und bekennen sie gläubig in den Weihnachtsgottesdiensten. Die schlesische Toleranz zieht keine Grenzen zwischen katholischen und evangelischen Gläubigen. Alle sind Kinder Gottes, die sich vor ihm gerade am Weihnachtsfest verneigen, weil er auf die Welt gekommen ist mit seiner Botschaft: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden“.

Aber scheinbar hat die Menschheit nicht verstanden, dass Frieden auf Erden nur möglich ist, wenn Gott die Ehre gegeben wird. Die Menschen haben die ihnen von Gott gegebene Freiheit schon im Paradies nicht verstanden, aber die Hoffnung und die Botschaft des

Weihnachtsfestes gelten immer noch für die Seele des Einzelnen. So kann der Friede Gottes immer und überall da wirken, wo die Güte und die Liebe wohnen. Frohe Weihnachten verkünden die alten Glocken der schlesischen Gotteshäuser immer wieder neu.

aus: Schlesische Nachrichten 12/2020 Seiten 22/23

Erinnerungen
erzählt von R. Wittkowski
aufgeschrieben von Walter Thomas

Beginnen möchte ich mit dem Leben meiner Vorfahren. Sie wurden von der Zarin Katharina der Großen angeworben und siedelten sich in Wolhynien, der heutigen Ukraine, im Kreis Lyck an. Durch Tatkraft und Fleiß hatten sie sich eine gutgehende Bauernwirtschaft erschaffen. Wieviel Generationen dazu beigetragen haben, ist nicht bekannt. Es gibt den Spruch „Die erste Generation erntet den Tod, die zweite die Not, die dritte das Brot“. In jungen Jahren hat man zu wenig mit den Eltern und Großeltern über die Vergangenheit gesprochen. Als Minderheit im Russischen Reich waren sie den jeweiligen Ambitionen der Zaren ausgeliefert. Mal sollten sie russifiziert werden, mal konnten sie ihr Deutschtum voll ausleben, z. B. mit eigenen Schulen, und ihre Religion frei ausüben. Im Jahr 1914 begann der I. Weltkrieg. Am 1.8.1914 erklärte Deutschland Russland den Krieg. Von Mai bis zum Sommer 1915 wurden bei einer Großoffensive gegen Russland Litauen, das Kurland, Polen und Galizien erobert. Daraufhin beschloss der Zar Nikolaus II. die Deportation der

deutschen Minderheit aus Wolhynien. Innerhalb kürzester Zeit wurden ca. 250000 Deutsche im Juli 1915 nach Sibirien und in andere Teile des Russischen Reiches verschleppt. Wie es meine Großeltern, mein Vater und andere Verwandte schafften, rechtzeitig ins Kurland zu flüchten, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls übernahmen sie dort eine Bauernwirtschaft. Die Letten mussten die Wirtschaft verlassen. Im Kurland waren es relativ ruhige Jahre. Meine Eltern heirateten 1916 in Frauenburg, Kreis Goldingen.

Nachdem der Krieg verloren war, mussten sie das Kurland verlassen. Die Letten kamen zurück und übernahmen wieder ihren Hof. Meine Eltern und Großeltern kamen vorläufig auf einem Gut in Oberstradam, Kreis Groß Wartenberg, dem Nachbarkreis von Namslau, unter. Dort wurde der erste Sohn geboren. Kurze Zeit später übernahmen sie einen Hof in Moorschütz, Kreis Kempten. Dort wurde mein Bruder Oswald 1921 geboren. Die Provinz fiel an Polen. Es gab einen gewissen Stichtag. Die Deutschen, die sich nach diesem Tag angesiedelt hatten, mussten das Gebiet verlassen. Die Dortgebliebenen wurden polonisiert. Meine Eltern und Großeltern entschlossen sich, in das naheliegende Namslau umzusiedeln, wo sie eine kleine Landwirtschaft am Stadtrand übernahmen. In Namslau erblickten meine Schwestern 1924 und 1925 das Licht der Welt. 1926 bot sich die Chance, endlich wieder eine richtige Bauernwirtschaft zu führen. In Schwirz wurde das Gut aufgesiedelt. Meine Eltern bewarben sich und bekamen eine Siedlung zugesprochen. Und alles fing wieder von vorn an. 1927 wurde der nächste Sohn geboren. 1935 kam ich als Letztgeborener zur Welt. Da ich der Jüngste war, verlebte ich in Schwirz eine schöne Kindheit. Von meinen Schwestern wurde

ich ziemlich verwöhnt. Davon konnten die älteren Geschwister nur träumen.

Sehr viele Erinnerungen habe ich nicht an die Schwirzer Kindheit. Nach dem Krieg wurde über die Zeit wenig gesprochen. Alle hatten zu tun, wieder in das einigermaßen normale Leben zurückzufinden. Der Neuanfang war sehr schwer. Einige Begebenheiten sind mir doch im Gedächtnis geblieben. Beispielsweise sehe ich noch heute unseren Lehrer Schlegel leibhaftig vor mir. Er benutzte seinen Rohrstock sehr gern und sehr kraftvoll. Ein Junge unserer Klasse wurde mal so arg verprügelt, dass wir gleich mitheulten. Genutzt hatte es nichts, er machte weiterhin Blödsinn. Auch weiß ich noch, dass ich oft zu unserem Bäckermeister Dimke ging. Sein Sohn hatte tolles Spielzeug, z. B. ein Blechflugzeug zum Aufziehen. Und tatsächlich flog es durch das Zimmer, bis es mal auf meinem Kopf landete und sich in meinen Locken verhedderte. Die Bäckersfrau nahm kurzentschlossen die Schere, und futsch war meine Lockenpracht. Das Kuriose an der Geschichte ist, dass nach dem Krieg Familie Dimke uns in der neuen Heimat besuchte und Frau Dimke mir eine Locke von meinem Haar überreichte. Warum sie die mitgenommen hatte, konnte sie sich auch nicht erklären.

Auch weiß ich noch, dass wir oft mit der Kutsche nach Hönigern in die große evangelische Kirche fahren. Wenn das Wetter zu schlecht oder die Zeit zu knapp war, wurde von meinem Vater Hausgottesdienst gehalten. Er las aus der Bibel vor, und anschließend wurde gemeinsam gesungen. Die drei Thomas-Kinder wurden von ihrer Mutter (meiner Tante) verpflichtet, auch an diesem Gottesdienst teilzunehmen. Stolz war ich

auf meine Brüder. Sie spielten in der Schwirzer Fußballmannschaft. Es war eine sehr gute Truppe. Meine Eltern hielten ihre Siedlung gut in Schuss. Die Neusiedler wurden von staatlicher Seite viel unterstützt. Es gab regelmäßig Schulungen über die neuesten Anbaumethoden, über den Kunstdüngereinsatz und die Schädlingsbekämpfung. Es sollten Vorzeigesiedlungen im Sinne der Partei werden. Mit dem Beginn des Krieges änderte sich alles. Mein Vater wurde eingezogen, auch wurde unser bestes Pferd von der Wehrmacht geholt. Mein Vater kam wieder, nachdem mein ältester Bruder eingezogen wurde. Später mussten meine anderen zwei Brüder auch in den Krieg. Herbert wurde mit erst 17 Jahren eingezogen und kam gleich an die Ostfront. Mein Vater hat auch bei seiner Schwester auf der Wirtschaft ausgeholfen. Ihr Mann musste in den Krieg, und sie stand mit ihren drei kleinen Kindern und ihrer Schwiegermutter allein da. Als die Fremd- bzw. Zwangsarbeiter ins Dorf kamen, bekamen wir einen Franzosen und Familie Thomas einen Polen, der sehr fleißig war. Von dem Franzosen bekam ich das erste Stück Schokolade in meinem Leben. Er bekam aus der Heimat hin und wieder ein Paket. Mit dem Franzosen bin ich sehr gut ausgekommen. Er wollte mir unbedingt etwas Französisch beibringen, allerdings hatte ich dazu gar keine Lust. Gewohnt hat er nicht bei uns. Abends mussten die Fremdarbeiter in die Gastwirtschaft Pospich zurück, wo sie untergebracht waren. Es gab allerdings auch einige, die bei den Leuten wohnten. Die Bauern hatten in der Kriegszeit ein gewisses Soll abzuliefern. Geschlachtet durfte nur mit Genehmigung werden. Teilweise wurde vorgeschrieben, was auf den Feldern angebaut

werden sollte. Mein Vater erzählte mit später, dass der Hafer mit Erbsen gespritzt wurde. D. h. als der Hafer so um die 20 bis 30 cm hoch war, wurden Erbsen zwischengesät. Mein Vater hatte inzwischen wieder ein Pferd zugekauft, ein Kaltblut. Es war ein Deibelsaas.

Der Krieg brachte die ersten Flüchtlingstrecks durch unser Dorf. Die Alten wussten, dass der Krieg verloren war. Aussprechen durfte es keiner in der Öffentlichkeit. Es hätte wahrscheinlich den Tod bedeutet. Meine Eltern bereiteten sich heimlich auf die Flucht vor. Es wurde der größte Ackerwagen, den wir hatten, mit allen möglichen Sachen, Gerätschaften und Futter für die Pferde bestückt. Es kam ein Gitter darauf. Auf dieses Gitter kamen sämtliche Federbetten von uns und Familie Thomas. Mein Vater hatte den Wagen mit einer großen Plane versehen. Am 19.01.1945 kam endlich der lang erwartete Befehl zum Abmarsch. In der Nacht ging es los. Es war bitterkalt. Wir waren mit Familie Thomas 12 Personen. Alle, die laufen konnten, mussten laufen. Meine Schwestern hatten ihre Fahrräder dabei. Ich bettelte so lange, bis ich auch mal fahren durfte. Plötzlich war ich in einem anderen Treck. Meine Schwestern holten mich wieder zurück, und vorbei war es mit dem Fahrradfahren. Den Marsch bis zum Sudetengau will ich nicht weiter beschreiben. Man sah unterwegs sehr viel Leid und Elend. Trotz der widrigen Umstände sind wir gesund im Sudetengau angekommen. Wir wurden im Ort Werscheditz im Kreis Luditz in einer Schmiede untergebracht. Der Mann war noch im Krieg. Es sollte wieder etwas Normalität einziehen. Also hieß es, zur Schule gehen. Ich ging mit den Thomas-Kindern gemeinsam zur Schule. Sie waren in Dolanka, einer kleinen Ortschaft unterhalb von

Werscheditz, einquartiert. Immer öfter war Fliegeralarm. Dann war für uns die Schule vorbei. Meine Eltern arbeiteten im Dorf mit, wo es möglich war. An unseren Wagen wurde provisorisch eine Bremse zum Kurbeln angebaut. In den Bergen war es lebensgefährlich, ohne Bremsen zu fahren. Die Sudetenbauern hatten leichtere Wagen mit Bremsen und arbeiteten viel mit Ochsen. Außerdem hatten sie die Erfahrung. Zum Ende des Krieges kamen eines Tages die Russen mit ihren Panjewagen in vollem Tempo nach Werscheditz reingeprescht. Sofort versteckten sich die Frauen. Die Angst war riesig. Ob Plünderungen stattfanden, weiß ich nicht. Die Russenpferde waren ziemlich abgemagert. Entweder hat man sie nicht mehr gebraucht, weil der Krieg zu Ende war, oder man hatte sich andere Pferde besorgt. Jedenfalls liefen Gäule frei herum, und es kümmerte niemanden. Ich beschäftigte mich oft mit ihnen. Sie erholten sich ziemlich schnell. Unsere Männer fingen sich welche ein. Mein Vater brachte ein Russenponny nach Dolanka zu meiner Tante Emilie Thomas. Sie war hocherfreut. Das Glück währte nicht lange. Es kam die Aufforderung, dass alle Flüchtlinge das Sudetengau verlassen müssen. Es wurde angespannt, und unsere Habseligkeiten wurden verladen. Vater hat sich noch zwei Russenpferde eingefangen und sie mitgenommen. An der Grenze bei Gottesgab vor Oberwiesenthal auf einer großen Wiese wurde uns von den Tschechen alles weggenommen. Wir konnten nur das Nötigste, was wir am Leibe hatten, behalten. Das Fuhrwerk mit sämtlichen Sachen war für immer verloren. Ich hatte meinen Ranzen, links hingen ein Paar Schuhe und rechts ein Blechtopf mit Sachen daran. Nach Oberwiesenthal trennten sich unsere

Familien, der Franzose war schon im Sudetengau verschwunden. Wir hatten ein Ziel – Mecklenburg. Dort war ein Bruder meiner Mutter schon vor dem Kriege auf der Suche nach Arbeit hängen geblieben und bereits eine Familie gegründet. Meine Schwestern sind unterwegs in Sachsen auf einem Gut geblieben. Der Rest der Familie zog erstmal nach Dresden. Dort war das Elend groß. Wir fanden keine Unterkunft und übernachteten im Freien. Plötzlich kamen die Massen in Bewegung, es ging ein Zug ins Landesinnere. Alles stürmte los. Die größte Sorge war, dass wir zusammenblieben. Doch in dem Gedränge blieb unser Koffer mit den wichtigen Familiensachen auf dem Bahnhof. Den weiteren Verlauf weiß ich nicht mehr so genau. Jedenfalls haben wir die Oma mal auf die Lok gehoben, da woanders kein Platz mehr war. Dann ging es wieder zu Fuß weiter. Übernachtet wurde in Scheunen, im Schweinestall oder in irgendeinem Schuppen. Es war nichts mehr organisiert. Wir mussten uns wie viele andere auch einfach durchschlagen. Manche haben die Hunde auf uns gehetzt oder die Pumpenschwengel angeschlossen.

Trotz allem ging es weiter Richtung Norden. Wir erreichten unser Ziel Kolbow in Mecklenburg. Mein Onkel war einerseits erfreut, seine Schwester heil und gesund zu sehen, andererseits war er doch erschüttert über unsere heruntergekommenen Gestalten. Wir blieben bei ihm etwa ein halbes Jahr. Mein Vater konnte auf einem Bauernhof als Wirtschaftler arbeiten. Wir zogen zu der Bäuerin und bekamen zu viert ein Zimmer. Geschlafen haben wir auf dem Fußboden. Wichtig war, dass wir ein Dach über dem Kopf und satt zu essen hatten. In der gesamten Ostzone begann die Bodenreform. D. h. die Güter und Großbauern

wurden enteignet und das Land aufgesiedelt. Die Devise hieß: Junkerland in Bauernhand. In Werle, nicht weit von Kolbow, wurde das Gut auch aufgesiedelt. Mit dem Vorwerk „Hühnerland“ entstanden etwa 80 Siedlungen. Ein Teil der Gutsarbeiter nahm sich eine Siedlung, doch viele waren Flüchtlinge. Darunter waren auch Leute, die von Landwirtschaft keine Ahnung hatten. Meine Eltern bewarben sich um eine Siedlung und bekamen den Zuschlag. Daraufhin zogen wir nach Werle. Dort zogen wir mit vielen anderen Familien ins Schloss. Die Russen hatten es bis dahin als Lazarett genutzt und verwahrlost hinterlassen. Später wurde es dem Erdboden gleichgemacht. 1947 wurden Siedlungshäuser gebaut. Die Wohnung und der Stall unter einem Dach. Das Baumaterial wurde vom Staat gestellt. Eine Firma baute die Häuser. Nun fing wieder einmal alles von vorn an. Die erste Zeit war es eine reine Plackerei, keine Maschinen, keine Pferde. Ganz am Anfang wurde mit dem Spaten gegraben. Die Pflanzkartoffeln bekamen wir von den Gutsarbeitern geschenkt. Ferkel konnte man auch von ihnen erwerben. Man kann sich vorstellen, wie mühevoll es war. Laut Urkunde war es unser Eigentum, und Eigentum verpflichtet. Unser Vater war nun wieder in seinem Element, Bauer sein auf eigener Scholle. Meine Schwestern, die in Sachsen auf einem Gut Arbeit und Unterkunft gefunden hatten, musste auf Drängen unseres Vaters nach Mecklenburg kommen. Hart arbeiten konnten sie und gingen beim Bauern in Stellung. Für ihren Fleiß bekam meine Schwester Hildegard als Lohn eine tragende Färse, die sie uns überließ. Das war der Anfang. Es dauerte nicht lange, da besorgte sich unser Vater mit einem anderen Siedler ein Pferd. Es wurde gemeinsam genutzt. So ging es

Stück für Stück vorwärts. In der Zwischenzeit waren meine Brüder aus der Gefangenschaft heimgekehrt. Der älteste ging gleich in den Westen. Der Zweite wohnte einige Zeit bei uns. Kurze Zeit später übernahm er eine Bankrott gegangene Wirtschaft und gründete eine Familie. Mein dritter Bruder kam 1948 halb verhungert aus einem Lager in Sibirien. Er blieb auch bei uns im Dorf. Da er Handwerker war, bekam er eine halbe Siedlung und gründete ebenfalls eine Familie. Nun wurde alles gemeinsam besprochen, gemeinsam die Gerätschaften angeschafft und sich gegenseitig geholfen. Übrigens siedelte in unserer Nachbarschaft auch eine Frau aus Schwirz.

Jede Siedlung bekam vom Staat ein Soll aufgebremmt. D. h. Naturalien und Vieh mussten abgegeben werden. Wer es nicht schaffte, musste zahlen. Wir haben unser Soll immer geschafft, und was übrigblieb, wurde auf freien Spitzen verkauft. Das hat sich dann wirklich gelohnt. Von den Siedlern gab einer nach dem anderen auf. Sie hatten von Landwirtschaft falsche Vorstellungen gehabt. Den ehemaligen Gutsarbeitern fiel das eigene, selbständige Wirtschaften genauso schwer. Vordem bekamen sie vom Gutsbesitzer alles gesagt, was zu tun und zu lassen war. Nun plötzlich waren sie freie Bauern. Viele kamen zu meinem Vater, um sich Rat zu holen. Er war halt ein Bauer aus altem Schrot und Korn. Wie konnte es auch anders sein, ich wurde auch Bauer, arbeitete auf unserem Hof und musste zweimal wöchentlich in die Berufsschule. Bei uns lief es mit der Wirtschaft so gut, dass mein Vater expandieren wollte. Er hatte große Pläne, mit großer Scheune bauen usw. Vom Staat war es nicht gewollt. In anderen Dörfern war die Zwangskollektivierung schon im Gange. 1958 überschrieben mir meine

Eltern die Wirtschaft. 1960 wurde der Druck staatlicherseits so groß, dass wir alle aufgaben und in die LPG eintraten. Es wurde ein Wert von 700 Mark pro Hektar festgelegt. Eine Kuh wurde mit 700 Mark berechnet. Wer das nicht erfüllen konnte, musste zahlen. Es war weiterhin erlaubt, eine Kuh mit Nachwuchs, eine Sau mit Nachwuchs und Geflügel zu halten. Für die eigene Ernährung konnte man einen halben Hektar privat nutzen. Damit war der Traum vom freien Bauern auf eigener Scholle ausgeträumt.

Die Siedlung in Groß-Marchwitz von Otto Prasse

(aus Grenzlandheimat, Beilage des Namslauer Stadtblattes)

Im März 1930 kaufte die „Gemeinnützige dt. Ansiedlungsbank Berlin“ das Rittergut Groß-Marchwitz zu Siedlungszwecken. Seit dem Jahre 1840 befand sich dasselbe im Besitz der Familie von Buße. Die Gesamtfläche mit dem 1914 angekauften Erbscholteigut betrug 816 Hektar, davon etwa 200 Hektar Wald und Feldgehölze. Der Wald, zum größten Teil aufgewachsenes, schlagbares Kiefern- und Fichtenholz, wurde vorher an das „Berliner Holzkontor“ verkauft, welches die Hölzer bis auf 30-jährigen Bestand abschlug. Es wurden zunächst Gruben- und Schleifhölzer geschlagen; erst im folgenden Winter schreitet man zum Kahlschlag der älteren Bestände. Schöne Waldbestände werden dem Auge des Naturfreundes entrissen! Wo früher herrlich duftender Wald den Menschen erfreute und den Tieren sicheren Schutz bot, liegen nun kahle und öde Flächen, auf denen an die hundert Menschen täglich

beim Roden der Stöcke anzutreffen sind. Man beugt der Holzart durch Bergung des Stockholzes vor und macht das Land urbar.

Nachdem die einzelnen Siedlerstellen in die Feldmark untergebracht sind und die provisorische Absteckung der Gehöfte stattgefunden hat, wird zum Ausbau der Gehöfte geschritten. Zunächst wird der Umbau der vorhandenen Gutsgebäude vorgenommen, jedoch mit Ausnahme des Herrenhauses und des Witwenhauses. Letzteres verbleibt der Familie von Buße, wurde aber 1934 an die Firma Fiebig, Namslau, verkauft, die es noch in demselben Jahr an den Kreisbauernführer Wiehle weiterverkaufte. Eine rege Bautätigkeit setzt ein. Bald entstehen in der Feldmark kleinere und größere Bauten, bestehend aus Wohnhaus und Stallgebäude mit Scheuer. Der erste Entwurf, die Siedlungen anschließend und geschlossen an das Dorf zu errichten, wurde nach seiner Genehmigung plötzlich durch Regierungsrat Thal, Oels, umgeworfen und ein neuer Entwurf, wie wir ihn heute verwirklicht sehen, durchgeführt. Welche großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten daraus entstehen mussten, ist vorher leider nicht überdacht worden: 6 km Ortsnetz, 6 km Entfernung der Wiesen, 3 km Entfernung von der Brennerei und die Unterhaltung der weiten Verbindungswege.

Es wurden im ganzen 52 Siedlerstellen angelegt: 15 Bauernstellen zu je 15 ha, 16 Halbbauernstellen zu je 10 ha, 15 Arbeiterstellen zu je 1,5 bis 2 ha, 6 Handwerkerstellen zu je 1 bis 1,5 ha.

Die Ausbauten wurden wie folgt festgelegt:

- Ostsiedlung mit 12 Halbbauernstellen, die 12 Apostel genannt,
- Westsiedlung mit 2 Bauernstellen, 1 Arbeiterstelle, 4 Halbbauernstellen,

- Südsiedlung mit 4 Bauernstellen (Vorwerk Mülchen)
- Nordsiedlung – Namslauer Straße – mit 15 Arbeiterstellen.

In dem Gutsgebäude wurden 9 Bauernstellen ausgelegt und 6 Handwerkerstellen untergebracht.

In 3 bis 4 Monaten sind sämtliche Bauten fertig, und schon am 1. Juni ziehen die ersten Siedler ein. Sie kommen größtenteils aus der Provinz, hauptsächlich aus Oberschlesien, einer ist aus der Mark, einer aus Sachsen, einer aus Westpreußen; 7 Siedler sind aus dem Dorfe und zwar 3 Bauern, 1 Halbbauer, 2 Handwerker und 1 Arbeiterstelleninhaber. Außer diesen planmäßigen Stellen wurden im Jahre 1931 durch Freikauf von Waldacker im Westen 4 Siedlerstellen mit 20 bis 56 Morgen errichtet; ihr Grund und Boden ist Rodeland. Desgleichen kauften sich 6 Siedler südlich von Groß-Marchwitz an. Diese Stellen fallen aber nicht unter das Siedlungsgesetz. Sie haben ihre Gebäude größtenteils aus Mitteln der Hauszinssteuer erbaut, haben keinen leichten Stand, denn sie müssen den rohen Waldacker zu Kulturland machen. Sie kann man „Siedler“ im Sinne des Wortes zu Recht nennen.

Die Gemeinde kauft von der Gemeinnützigen Deutschen Ansiedlungsbank den „Dust“, 40 Morgen Kahlfläche an der Simmelwitzer Grenze, das anstoßende Feldgehölz, 15 Morgen zwanzigjähriger Kiefernbestand und 20 Morgen Acker für 2.65 RM. Das Geld wird von der Kreiskommunalkasse als Darlehen mit Amortisation aufgenommen. Von der Gemeinnützigen Deutschen Ansiedlungsbank erhält die Gemeinde unentgeltlich:

- den Sportplatz (100 mal 80 m)

- das daranliegende 11 Morgen, abgeholzte Waldstück (Babatzwald)
- die etwa 8 Morgen große Babatz-Schonung am Mülchner Wege (20-jähriger Kiefernbestand),
- die anschließende Kahlfläche, 12 Morgen groß als Sandgrube,
- ein 2 Morgen großes Ackerstück als Lehmgrube,
- das alte Gesindehaus als Gemeindehaus zur Unterbringung der alten Gutsarbeiterfamilien und 0,5 Morgen Acker als Hausgarten für die Familien.

Eine Erweiterung der Schule wird nicht vorgesehen. Das Landeskulturamt hält dem Antrage des Verbandsvorstehers folgende Berechnung entgegen: 20 Feuerstellen mehr ergibt 20 mal 1,7 Kinder, mithin 34 Kinder Mehrbelastung, ist für die Schule ohne Erweiterungsbau tragbar. Ob der Maßstab des Landeskulturamtes haltbar ist, bleibt abzuwarten. Die einzige Leistung ist die Lieferung von zwei Schulbänken, System Padel, im Werte von Einhundert Reichsmark.

Sämtliche Auen, Wege und Teiche gehen nunmehr in den Besitz der Gemeinde über, womit die Gemeinde Unterhaltungspflicht übernimmt. Dasselbe geschieht in der Gemeinde Neu-Marchwitz. Auch sie erhält einen Turn- und Sportplatz für die Schule.

Die im Grundbuche zu Gunsten der k. Kirche zu Namslau eingetragene Belastung „Trinitatiskapelle“[∞] Jahresbetrag 80 RM, wird abgelöst. Die Stiftung wurde durch einen Vorbesitzer ins Leben gerufen, dessen Frau auf der Reise von Breslau an derselben Stelle entbinden musste und ein Gelübde getan hatte.

Die gemäß Siedlungsgesetz ausgelegten 52 Siedlerstellen unterliegen völlig den Bestimmungen

des Gesetzes. Der Siedler muss deutschstämmig, reichstreu und unbestraft sein. Er muss die Bauernfähigkeit nachweisen und bleibt nach Unterzeichnung des „Recesses“ mit allen Pflichten und Rechten auf seiner Scholle. Die Pflichten bestehen in einer Anzahlung von etwa $\frac{1}{4}$ des Kaufwertes; die restlichen $\frac{3}{4}$ der Kaufsumme werden durch Reichskredit und Kredit der Gesellschaft getragen, die durch die jährliche Rente verzinst und amortisiert werden. Die Renten sind entsprechend der Bodengüte auferlegt und betragen durchschnittlich jährlich etwa 20 RM für den Morgen. Jedenfalls sind die Bedingungen günstig und leicht erfüllbar, besonders heute, wo wir die stabile Marktwährung haben.

Einen Teil des Wirtschaftsinventars konnten die Neubauern aus dem Bestande des früheren Dominiums preiswert kaufen. Den anderen Teil haben sie größtenteils als zweite Bauernsöhne oder Bauerstöchter aus der väterlichen Wirtschaft als Mitgift erhalten. Mit wenigen Ausnahmen stehen die Neubauern alle gut da, obgleich der Anfang schwer war. Das schwere Hagelwetter am 22. Mai 1932 hatte die ganze Winterungsernte vernichtet. Wenn auch die Siedlungsgesellschaft, welche für Versicherungsschutz nicht gesorgt hatte, helfend eingriff, waren doch zwei schwere Jahre zu überwinden. Drei Rentenfreijahre mussten den Neubauern und Landwirten eingeräumt werden. Man hängt sie ja an die Rentenpflichtjahre an, sodass die Rentenzahlungspflicht im ganzen 59 Jahre beträgt, von denen 8 bereits verstrichen sind. In dieser Zeit verwurzeln 2 Generationen mit der Scholle, und die Aufgabe des Siedlers, deutschen Boden zu erhalten kann ihrer Erfüllung entgegensehen.

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 8/1958

Für den Inhalt verantwortlich:

**Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de**

Auflage: 430

Redaktionsschluß: 20. November 2021

Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an

**Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de –
Schriftführer W. Giernoth)**

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50 EURO.

Zahlungen an:

**Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn
IBAN und BIC bei Überweisungen:
Kreissparkasse Euskirchen =
IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS**

Hinweis:

Die „Namslauer Heimatfreunde e.V.“ verfolgen ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung.

Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1 Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 13.08.2020 für den letzten Veranlagungszeitraum 2017 bis 2019 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des

Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der Gewerbesteuer befreit.

Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege“.